

Feuilleton

Johannes Roth

»Üben geht immer ...«

Ein anthropologischer Gesichtspunkt zur gegenwärtigen Lage

Die nachhaltigen Einschnitte, von denen unser gesellschaftliches Leben seit Mitte März betroffen ist, werden derzeit noch mit sehr unterschiedlichen, teilweise betont drastischen Schlagworten belegt; wir wollen für diese kleine Auseinandersetzung das eher allgemeingültige und abstrakte Wort *Krise* gebrauchen, freilich nicht ohne den Verweis auf die weitsichtige Charakterisierung im Wörterbuch der Brüder Grimm: »die entscheidung in einem zustande, in dem altes und neues, krankheit und gesundheit u.ä. mit einander streiten«.

Als noch ganz zu Beginn der Corona-Krise sich gerade erst abzeichnete, mit welchen Einschränkungen in ihrer Tätigkeit als professionelle Musikerin und Lehrerin sie und viele ihrer Bekannten fortan zu rechnen haben würden, sagte eine Person aus meinem näheren Umkreis zu mir am Ende eines Telefongesprächs mit einer Mischung aus Heiterkeit und Fatalismus: »Naja, Üben geht immer!« – Welches Gewicht und welche globale Bedeutung dieser schlichte Satz hat, kann einem in diesen Wochen so recht bewusst werden, da viele von uns weit mehr als gewöhnlich auf sich selbst gestellt sind und allfälliger Reize und Anregungen von außen entbehren müssen: Als ein »Leben in der Weltreichweitenverkürzung« hat es der Soziologe Hartmut Rosa treffend charakterisiert – und angemahnt: »Wir sollten unbedingt schauen, was jetzt mit uns passiert, was mit der Art und Weise geschieht, wie wir leben und wie wir

die Welt wahrnehmen. [...] Die Weltreichweitenverkürzung birgt die Chance, das auszubilden, was ich eine Resonanzhaltung nenne. Resonanz [...] beschreibt die Bereitschaft und Fähigkeit, mit der Welt wieder ernsthaft in Kontakt zu treten: uns selbst und die Umwelt um uns herum wieder mehr wahrzunehmen, ohne gleich auf einen bestimmten Output, eine Optimierung, ein Ergebnis zu zielen. [...] Wenn wir Glück haben, kommt es zu einer Art Relevanzverschiebung. [...] Die Welt um uns herum, die Welt, die uns sehr nahe ist, wird womöglich wieder wichtiger für uns geworden sein.«¹

Vor etwas mehr als zehn Jahren erregte das Buch von Peter Sloterdijk ›Du mußt dein Leben ändern‹ ein gewisses Aufsehen. Darin beschrieb der Autor das »übende Leben« als die eigentliche »Anthropotechnik«, also das, was dem Menschen seine Bestimmung gibt, was ihn erst zum Menschen macht, und bekannte sich zu einem grundlegenden »ethischen Imperativ«: der Pflicht, von dieser Anthropotechnik Gebrauch zu machen; einer Pflicht, die sich heute im Grunde von allein ergäbe – und heute, zehn Jahre darauf, mehr denn je: »Die einzige Autorität, die heute sagen darf: ›Du mußt dein Leben ändern!‹, ist die globale Krise.«² – Im Anliegen verwandt, gleichwohl methodisch und systematisch weitaus fundierter als Sloterdijks Parforceritt durch die Geistesgeschichte war die von Roland Kipke 2011 vorgelegte ethische Untersuchung ›Besser werden‹, deren Aktualität

und Relevanz nicht zuletzt darin liegt, dass er in der Möglichkeit der medizinischen und technischen Optimierung des Menschen ein klares Gegenbild zu dem menschengemäßen Eigenbemühen erkannte, dem übenden Leben, was bei Kipke »Selbstformung« heißt, und deren Notwendigkeit und Maßgeblichkeit für die menschliche Konstitution er an dem Gegenbild sehr konkret herauszuarbeiten verstand.³

Corona creaturae

Doch zurück zu dem eingangs zitierten Satz, Üben gehe immer. Die Selbstverständlichkeit für professionelle Musiker, im gemeinschaftlichen Tun passenderweise auch »Probieren« genannt, weist auf das Mysterium des menschlichen Willens: Es geht um gar nichts anderes als darum, das zu üben, was man bislang noch nicht vermag, auf welchem Lebensfeld auch immer. Und ist bei gründlichem Durchdenken eine Lage denkbar, in der sich kein solches Lebensfeld auftun würde? Wohl dem, der ein Instrument zur Verfügung hat, in dessen Beherrschung er schon ein gewisses Geschick erlangt hat. Aber es kommt darauf letztlich gar nicht an! Warum jetzt nicht Kochen lernen, Handarbeiten, einen mühsam zu verstehenden Text studieren, eine Sprache lernen, etwas auswendig lernen, im eng beschränkten häuslichen Leben Geduld und Humor üben – und damit diejenigen Situationen zu meistern lernen, die schon tausendmal missglückt sind? Die Reihe ließe sich endlos fortsetzen.

Ganz zwanglos fällt der Blick von da aus auf den Kern der Anthroposophie, den Schulungsweg, dessen Inhalt schlechterdings – das Üben ist. Oft und oft wird von Rudolf Steiner die Lebensrelevanz betont, dass es nicht auf Ergebnisse ankomme, heute »Output« genannt, sondern darauf, dass man das angeht, was man jetzt noch nicht kann, und sei es in kleinsten Schritten. So lässt sich eine auf das Üb-Buch »Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten« gemünzte Bemerkung vom 4. Oktober 1915 einordnen: »Es ist viel leichter, als viele annehmen.«¹ – Es ist nicht gewiss, wann und durch wen die Bezeichnung »Krone der Schöp-

fung« (lat. *corona creaturae*) für den Menschen aufgekomen ist. Heute wird sie meist distanzierend, ja gar spöttisch gebraucht, etwa um den großen Abstand zwischen der Bestimmung des Menschen und seinem tatsächlichen Sein und Verhalten zu kennzeichnen.

In den Mysterienstätten der vorchristlichen Zeit wurden ausgewählte Menschen auf ihre – nennen wir es hier etwas frei – Krönung vorbereitet, z.B. im griechischen Eleusis. Was damit verbunden wurde, zeigt ein berühmtes Relief. Von zwei Seiten wird dem in der Mitte stehenden Menschen (Triptolemos) etwas gereicht: von hinten durch Persephones segnende Hand ein – nicht erhaltener – Ährenkranz, auf seine Bestimmung als Krone der Schöpfung hindeutend; von vorn durch Demeter ein Bündel Ähren, deren Samenkörner auf sein Streben und Werden weisen, auf das, was noch nicht ist. Zur Vorbereitung gehörten strenge Prüfungen, in denen die Schüler auch erleben mussten, auf jeden Tragegrund zu verzichten.

Eine ähnliche Prüfung erfahren wir alle derzeit durch die massiven Einschränkungen im sozialen Bereich, die für viele von uns existenzielle Auswirkungen haben. Gerade an solchen Prüfungen jedoch kann das menschliche Samenkorn, das Menschen-Ich wachsen und sich behaupten: im übenden Leben. – Allzu leicht gerät in Vergessenheit, wie radikal das Christentum von Anfang an auf dieses Zukünftige hin ausgerichtet war, heißt es doch bei Johannes: »Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden!« (1 Joh 3,2)

1 Hannes Vollmuth: »Wir sollten unbedingt schauen, was jetzt mit uns passiert«, in: »Süddeutsche Zeitung« vom 23. März 2020, S. 10.

2 Peter Sloterdijk: »Du mußt dein Leben ändern«, Frankfurt a.M. 2009, S. 701.

3 Vgl. Roland Kipke: »Besser werden. Eine ethische Untersuchung zu Selbstformung und Neuro-Enhancement«, Paderborn 2011. – Dieses Buch und das von Sloterdijk wurden in dieser Zeitschrift – von Philip Kovce in Heft 6/2010, S. 134 und von Renatus Ziegler in Heft 5/2012, S. 88 – rezensiert.

4 Rudolf Steiner: »Das Verhältnis der Geisteswissenschaft zur Naturwissenschaft« (GA 164), Dornach 1984, S. 218.



*Triptolemos zwischen Demeter (links) und Persephone (rechts),
Votivrelief aus Eleusis, ca. 440 bis 430 v. Chr., Athen, Archäologisches Nationalmuseum*